

ckelte insbesondere die preußische Bürokratie ein „nahezu perfektes Überwachungssystem“ (S. 810), das in der regelmäßigen Erfassung auffällig gewordener Priester bestand. Dabei war nicht nur die kirchenpolitische Haltung, also die Nähe zu Papst und Kurie und das „Feindbild ... des Germaniker-Bischofs“ (S. 811) ein Kriterium, sondern auch ob der Geistliche sich etwa in der Unterstützung der Zentrumspartei hervortat oder ob er an staatlichen Feiertagen in Predigten oder Reden seinem Patriotismus Ausdruck verlieh. Hirschfeld stellt heraus, dass solcherart Charakterisierungen insgesamt verkürzt und „schablonenhaft“ (S. 811) blieben, sodass Fehleinschätzungen nicht ausgeschlossen waren. Weil den Staatsregierungen nur das negative *ius exclusivae* bei der Bischofswahl zustand, konnten sie höchstens die Karriere ultramontaner Geistlicher verhindern, aber in der Regel nicht die als besonders staatsloyal angesehenen Kandidaten auf die bischöflichen Stühle befördern. So liegt die Antwort Hirschfelds auf die Frage, welcher Typus bei den Bischofswahlen erfolgreich war, bereits im System begründet: kirchlich gesinnte Geistliche, die sich gemäßig und kompromissbereit der Staatsmacht gegenüber verhielten (S. 817).

Bei der staatlichen Entscheidungsfindung spielten die Monarchen eine eher untergeordnete Rolle. Auch in Bayern, wo das Konkordat von 1817 die königliche Bischofsernennung vorsah, übten der Kultusminister oder die Hofkamarilla maßgeblichen Einfluss auf die bischöfliche Personalpolitik aus. Anders sah es in den kleineren Staaten wie Hessen, Württemberg oder Baden aus, die jeweils nur über eine einzige Diözese verfügten, was ein gesteigertes Interesse der Landesherren an ihrer Besetzung erklärt.

Der Verfasser diagnostiziert eine „vergleichsweise starke Zurückhaltung des Heiligen Stuhls auf die Bischofswahlen“ (S. 825), der häufig nur seine rechtlichen Verpflichtungen wie Bestätigung, Informativprozess und Präkonisation wahrnahm. Den Kardinalstaatssekretären Mariano Rampolla und Rafael Merry del Val ging es darum, Konflikte mit den Regierungen zu vermeiden, „den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen und pragmatische Lösungsansätze für einen *modus vivendi* zu verfolgen“ (S. 830). So spricht Hirschfeld im Kontext der von staatlicher Seite massiv beeinflussten Wahl Adolf Bertrams auf den fürstbischöflichen Stuhl von Breslau 1914 gar von einer „Leithargie der Kurie“, welche diesen Vorgang hinnahm, „um mögliche diplomatische Verstimmungen bereits im Keim zu ersticken“ (S. 826 f.). Die päpstlichen Nuntien in München, die faktisch für das gesamte Reichsge-

biet zuständig waren, erwiesen sich als äußerst schwach. Ihre Vermittlerrolle übernahm regelmäßig der Breslauer Kardinal Georg von Kopp, der es „mit nicht unbeträchtlichem Geschick verstand, direkt oder indirekt eine für alle Parteien tragbare Kompromisslösung zu schaffen“ (S. 829).

Wie das Verhalten der Kurie deutlich macht, standen die Zeichen auf Entschärfung der Spannungen zwischen Kirche und Staat. Auch letzterer legte sich das Gebot auf, möglichst wenig von seinem Recht, unliebsame Kandidaten zu streichen, Gebrauch zu machen und – wie es 1913 in Limburg hieß – „eine weniger vorsichtige, insgesamt tolerantere Linie hinsichtlich der Bewertung von episkopalen Geistlichen“ (S. 311) zu verfolgen. Dem korrespondiert, dass die Zahl der beanstandeten Personen im Untersuchungszeitraum, abgesehen von wenigen Ausnahmen, deutlich abnimmt (S. 861 f.). Dennoch glaubt der Verfasser nur an eine „scheinbare Befriedung“ (S. 832) des ihn besonders interessierenden Kirche-Staat-Konfliktes in der Nach-Kulturkampf-Ära. Dafür beruft er sich u. a. auf die lang währende Sedisvakanz in Gnesen-Posen (1906–14) oder das Phänomen der Scheinwahlen in Köln und Breslau. Es ist freilich zu berücksichtigen – was Hirschfeld selbst deutlich herausarbeitet (S. 819 f., 832) –, dass den Bischofsstühlen von Köln und Breslau für Preußen sowie für das gesamte Reich eine konkurrenzlos exponierte Bedeutung zukommt und in den Grenzgebieten mit der Nationalitätenfrage ein weiteres brisantes Konfliktfeld hinzutritt. Dass zudem ein Entscheidungsprozess, an dem zwei Gewalten mit divergenten Interessen konstitutiv beteiligt sind, Konfliktpotential beherbergt, liegt auf der Hand. Daher darf die Anfrage gestellt werden, ob die genannten Fälle nicht vielmehr als Ausnahme von der Regel einer allgemeinen Entspannung angesehen werden müssen und eben nicht das Schlussresümee untermauern können, „dass der Konflikt auf dem Feld der kirchlichen Personalpolitik in allen Staaten des Deutschen Reiches bis zum Ersten Weltkrieg unvermindert andauerte“ (S. 833).

Ungeachtet dessen ist der hohe Wert dieser Publikation als Handbuch hervorzuheben, insbesondere wenn man sich die große Zahl der behandelten Besetzungsfälle und den enormen Umfang der verarbeiteten Quellen vor Augen führt.

Münster

Raphael Hülsbömer

Benjamin Hasselhorn: *Politische Theologie Wilhelms II.* Berlin: Duncker & Humblot 2012 (Quellen und Forschungen zur Branden-

burgischen und Preußischen Geschichte 44), 343 S., ISBN 978-3-428-13865-4.

Benjamin Hasselhorn ist von der Theologischen Fakultät der Berliner Humboldt-Universität mit einer von der Studienstiftung des deutschen Volkes finanzierten Untersuchung zur Politischen Theologie Wilhelms II. promoviert worden. Als „Politische Theologie“ des letzten deutschen Kaisers bezeichnet Hasselhorn die Vorstellungswelt Wilhelms II., die sein Handeln als deutscher Kaiser geleitet hat: sein christliches Selbstverständnis als Monarch von Gottes Gnaden einerseits sowie andererseits sein Bemühen, als Integrationsfigur über den politischen Lagern zu wirken, um den (friedlichen) Siegeszug der deutsch-nordischen Kultur zu fördern. Zu Wilhelms II. körperlichen und seelischen Einschränkungen und Problemen findet sich kein Wort bei Hasselhorn.

Wenn man wie Hasselhorn behauptet, dass der Kaiser eine eigene Agenda besessen und in der Öffentlichkeit zu verfolgen versucht hat, dann müsste man auch die Frage diskutieren, ob Wilhelm II. tatsächlich Einfluss auf die aktuelle deutsche Politik und auf das Volk nehmen konnte und wie man sich diesen Einfluss vorzustellen hat. War der Monarch ‚nur‘ eine medial inszenierte Marionette, an der sich die öffentliche Meinung abarbeiten konnte? Oder hatte er eine wichtige Funktion als Stifter von Kontinuität und Gemeingeist in Zeiten des Umbruchs? Die Beantwortung dieser Fragen würde dazu beitragen können, die verstreuten Äußerungen des Kaisers, die jeweils sehr unterschiedlich nach ihrem Adressatenkreis und ihrer jeweiligen Öffentlichkeitswirkung zu gewichten wären, besser zu verstehen. Denn die kaiserliche Stellung war keineswegs unangefochten: Nach der Daily-Telegraph-Affäre forderte die veröffentlichte Meinung in Deutschland eine verfassungsrechtliche Einschränkung der kaiserlichen Kompetenzen – und schon zuvor hatte der Kaiser seine für die Öffentlichkeit gedachten Äußerungen dem Reichskanzler zur Billigung vorlegen müssen. Nach der Bestellung Hindenburgs und Ludendorffs zur Obersten Heeresleitung hatte der Kaiser keinen Einfluss mehr auf das Kriegsgeschehen und deutsche Politik. Diese und ähnliche Fragen zu den faktischen Wirkungsmöglichkeiten des Kaisers diskutiert Hasselhorn nicht.

Hasselhorn setzt sich in seiner Dissertation mit der neueren Forschung zu Wilhelm II. auseinander, vor allem mit John C. G. Röhl und Christopher Clark. Die beiden Biographen haben den Kaiser von der Mitschuld am Ausbruch des Ersten Weltkriegs ein Stück weit entlastet. Hasselhorn kann de-

ren Forschungsergebnisse in Einzelzügen korrigieren und ergänzen. So war der Kaiser wohl eher kein Antisemit, sondern wollte auch die Juden in sein Reich integrieren.

Hasselhorns Untersuchung umfasst Wilhelms II. Politische Theologie während seiner ganzen Lebensspanne (1859–1941). Er analysiert allerdings nicht biographische Entwicklungen und Brüche, sondern unterschiedliche Muster und bestimmte Vorstellungskreise, die sich in Wilhelms II. Selbstinszenierungen aufweisen lassen: Herrscher von Gottes Gnaden, Summus episcopus, Spross der Dynastie des Reichseinigers und Friedenskaiser. „Politische Theologie“ bedeutet in diesem Zusammenhang nicht eine ihrer politischen Verantwortung gegenüber sensible Theologie, sondern, dass der Kaiser als oberster Krypto- oder Laientheologe Deutschlands seine eigene christlich fundierte Politik über den Bruchlinien der deutschen Gesellschaft und der deutschen politischen Landschaft macht. Er zeigt sich einerseits als christlicher Herrscher coram Deo verantwortlich für alle seine Untertanen und strebt andererseits danach, sich zum populär-charismatischen Führer Deutschlands in der Welt aufzuschwingen. „Politische Theologie“ ist aber keineswegs vom Selbstverständnis eines Monarchen her hinreichend zu füllen. Es ist etwas anderes, wenn ein protestantisch geprägter Kaiser sich coram Deo verantwortlich fühlt für alle seine Untertanen, oder wenn er einer Konzeption der modernen Welt mit ihren Widersprüchen eine Einheit stiftende Idee, ein christlich inszeniertes Kaisertum, entgegen zu stellen versucht. Der Laie Wilhelm II. strebte offenbar danach, als oberster Theologe seines Volkes einzugreifen in politische Prozesse – das wird aus der Dissertation deutlich. Das ist aber keine Konzeption „Politischer Theologie“.

Vor dem Hintergrund der in älteren Fürstenspiegeln und zeitgenössischen Ethiken geforderten Eigenschaften und Verhaltensweisen eines Herrschers wird Wilhelms II. Selbstverständnis nicht profiliert, obwohl zu erwarten stände, dass man in dieser Hinsicht fündig werden kann. Auch wird die Reaktion der Öffentlichkeit auf die kaiserlichen Selbstinszenierungen nicht analysiert. Und die reale Macht, die der Kaiser ausüben konnte, kommt bei Hasselhorn auch nicht in den Blick. Er beschränkt sich auf das Selbstbild des Kaisers und sein Wollen – das dürfte dem Bild der anderen von ihm häufig nicht entsprechen haben.

Die Untersuchung setzt ein mit den Personen, die Wilhelm II. geprägt haben: sein Lehrer Hinzpeter, die Frauen seiner Familie, Stoecker und Bismarck und natürlich auch Vater und Großvater. Dabei misst Hasselhorn

der theologischen Bildung des zukünftigen Kaisers durch Hinzpeter nur eine geringe Bedeutung bei. Es verwundert, wie knapp Hinzpeter bearbeitet wird, angesichts seiner späteren Stellung als Berater des Kaisers ab 1888 und als Mitglied des Preußischen Herrenhauses ab 1904. Zudem fällt auf, dass das Profil dieses Lehrers des späteren Kaisers von Martin Friedrich aus den Quellen überzeugend gezeichnet worden ist, dass aber Hasselhorn dessen Ergebnisse gar nicht aufgenommen hat. So zeichnet er Hinzpeter als rigid-strengen Calvinisten, obwohl der das nach Friedrich ganz bestimmt nicht war.

Gut zu beobachten ist anhand der von Hasselhorn ausgewählten und bearbeiteten Dokumente die Selbständig- und Selbstverständlichkeit, mit der Wilhelm II. sich zum Bibel-Babel-Streit äußerte, mit dem Berliner Kirchenhistoriker Adolf von Harnack ebenso wie mit Houston Stewart Chamberlain diskutierte und korrespondierte, mit seinen Hofpredigern debattierte und selbst als Verkünder des Evangeliums vor seiner Hofgemeinschaft hervortrat. Hasselhorn arbeitet heraus, dass alle diese Selbstinszenierungen aus der Überzeugung des eigenen „Gottesgnadentums“ flossen: das Selbstbewusstsein, summus episcopus der Landeskirche, zu sein und die Intention, als oberster Repräsentant des gesamten deutschen Protestantismus – ja insgeheim auch des Katholizismus – wahrgenommen zu werden. Allerdings wollte Wilhelm II. nur in dem Sinne sein Kaiseramt als Amt von Gottes Gnaden verstanden wissen wie auch jeder andere Bürger sein „Amt“ in dem Bewusstsein ausüben sollte, dass es ihm von Gnaden Gottes anvertraut sei. Wilhelm II. interpretierte sich offenbar entsprechend einer in der zeitgenössischen Theologie besonders populären traditionell lutherischen Denkfigur – der Amts- bzw. Berufs- und Ständelehre –, die geeignet schien, einerseits die Gleichheit und Nähe zu seinen Untertanen zu herauszustreichen – ein egalitär-demokratischer Zug – und andererseits Fragen nach seiner persönlichen Eignung für das Amt als Herrscher zurückzuweisen. Die Bedeutung dieses Themas hat Hasselhorn nicht gesehen.

Mit den vorgetragenen Überlegungen ist zugleich die Frage markiert, ob Hasselhorn theologisch und kirchengeschichtlich scharf genug gefragt und analysiert hat. Unverkennbar ist, dass die Promotion weniger vom Binnendiskurs der theologischen Fachwissenschaft her konzipiert ist als von dem der historischen Disziplin. Das muss kein Nachteil sein. Aber hätte man, wenn man von der Geschichtswissenschaft her denkt, nicht stärker eingehen müssen auf den Entstehungsprozess

der öffentlichen Reden des Kaisers und auf die Verwerfungen, die er produzierte? Hätte man nicht seine Ratgeber und Vertrauten stärker in den Blick nehmen müssen? Die Vorstellung, dass Wilhelm II. derart intensiv an seiner Bildung in theologischen Fragen arbeitete, dass er so viele öffentliche Reden und Predigten selbst geschrieben haben sollte, ohne Vor- und Zuarbeiten anderer, würde dem Nachgeborenen ein allerhöchstes Maß an Respekt vor diesem „Laientheologen“ auf dem Kaiserthron abnötigen.

Dazu tritt ein dritter Fragenkreis: War die christliche Religion während der Regentschaft des Kaisers überhaupt derart lebendig, dass es für die Herrscherlegitimation lohnend war, sie ständig aufs Neue zu reaktivieren? Oder lebte der Kaiser im Gegensatz gegen seine eigene Zeit? War es tatsächlich das Christentum, das Wilhelm II. inspirierte – oder müsste man vielleicht die mittelalterlichen, die neuheidnischen und die völkischen Versatzstücke in Wilhelms II. Denken stärker gewichten?

Diese Rezension hat viele Fragen aufgeworfen. Das zeigt, wie anregend die Dissertation in ihrer Detailfreudigkeit ist.

Großhansdorf Angelika Dörfler-Dierken

*Dominik Burkard/Wolfgang Weiß (Hg.): Katholische Theologie im Nationalsozialismus, Bd. 1/2, Würzburg 2011, 532 S., ISBN 978-3-4290-3425-2.*

Burkard und Weiß legen mit diesem Buch den ergänzenden Halbband zum 2007 erschienenen Werk „Katholische Theologie im Nationalsozialismus“ vor. Dokumentiert werden die Ergebnisse einer zweiten Fachtagung im Rahmen des gleichnamigen Forschungsprojekts. Gegenstand der Untersuchung sind die theologischen Fakultäten Breslau, Braunschweig und Prag, die Philosophisch-Theologischen Hochschulen/Akademien Paderborn, Fulda und Sankt Georgen sowie kirchliche Ausbildungsstätten in Österreich und anderen annektierten Gebieten (Linz, Gurk, St. Pölten, Olmütz, Leitmeritz, Brixen). Drei weitere Beiträge zu Sonderthemen ergänzen das Bild. Personen- und Ortsregister werden für beide Teilbände aufgeführt.

Der Beitrag R. Bendels zu Breslau enthält aufschlussreiche Ausführungen zum Dekan Felix Haase (NSDAP-Mitglied) und einen möglichen Zusammenhang zwischen seiner politischen und seiner theologischen Ausrichtung. Das Bild der geschlossen gegen den NS-Dekan stehenden Fakultät, das die Sekundärliteratur bietet, wird u.a. wegen des Schicksals des Patrologen B. Altaner in Frage